

9 Ausblick

Normalitätskonstruktionen im Kontext von stationärer Jugendhilfe

In den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung wird deutlich, dass Normalitätskonstruktionen in den Biographien von jungen Menschen, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, mit Erfahrungen der Ent-Normalisierung im Zusammenhang mit verschiedenen Differenz- und Ungleichheitsordnungen verbunden sind. Durch die in Differenzordnungen oftmals eingeschriebenen naturalisierenden Grundannahmen scheinen Geschlechterordnungen, rassistische Verhältnisse oder auch Ordnungen von Klassismus und Ableismus ganz ›natürlich‹ und sind wirkmächtig in der Hervorbringung von Subjektpositionierungen und damit verbundenen Erfahrungen der Auf- oder Abwertung. Gleichzeitig wird in der Untersuchung deutlich, wie die Biograph*innen trotz dieser Ordnungen handlungsmächtig sind. Dabei werden Strategien deutlich, mit denen sich die Biograph*innen in diesen Normalitätsordnungen positionieren und diese für sich nutzen können, auch wenn damit eher verletzende Subjektpositionen für sie verbunden sind. Deutlich wird in der Untersuchung, dass die befragten jungen Menschen in unterschiedlicher Hinsicht nicht in dominante Normalvorstellungen passen. Zum Teil zeigen sich hier Erfahrungen, bereits in der Kindheit als ›nicht normal‹ und problematisch adressiert zu werden, wie exemplarisch bei Celina Schweizer (vgl. Kap. 6) deutlich wird. Hier wird als Mechanismus entlang unterschiedlicher Differenzordnungen sichtbar, dass mit den problemorientierten Adressierungen auch eine individuelle Verantwortungsübergabe verbunden ist.

Im letzten Kapitel der Untersuchung soll vor diesem Hintergrund nochmals in verschiedene Richtungen über die empirischen Ergebnisse hinausgedacht werden. Zunächst ziehe ich ein kurzes methodologisches Resümee und benenne weiterführende Fragen und Forschungsperspektiven. Basierend auf den Ergebnissen der Arbeit, geht es im daran anschließenden Ausblick um Perspektiven und Ansatzpunkte für Veränderungen und Dekonstruktion von hegemonialen Normalitätsordnungen in Fachdiskursen, Forschungen sowie der pädagogischen Praxis der stationären Jugendhilfe.

9.1 Methodologisches Resümee

In der Arbeit wurden subjektivierungstheoretische und biographietheoretische Überlegungen verbunden. Damit ist es gelungen, explizit die Bedeutung von Diskursen und Machtverhältnissen als relevante Perspektive mit in die Biographieanalyse einzubeziehen. Gleichzeitig habe ich auch danach gefragt, was Diskurse mit Subjekten ›machen‹ und wie sich junge Menschen, die in der stationären Jugendhilfe aufgewachsen sind, vor diesem Hintergrund positionieren. Damit steht im Zentrum der Arbeit ein Subjektverständnis, das einerseits Macht, Diskurse sowie damit einhergehende Differenzordnungen und Ungleichheitsverhältnisse fokussiert und andererseits die Handlungsfähigkeit der Subjekte betont. In dieser Verschränkung war es möglich, die Ambivalenz und Gleichzeitigkeit von Unterworfen- und Handlungsfähigkeit darzustellen.

Die Verschränkung der Perspektiven hat sich in der Analyse als weiterführend erwiesen. Dabei lag aufgrund des methodischen Vorgehens und des Interesses an der Perspektive von Adressat*innen der stationären Jugendhilfe der Fokus der Untersuchung auf den Subjekten. Diskurse und gesellschaftliche Ordnungen wurden auf der Basis von anderen Studien und Fachdiskursen als Kontextualisierung in der Datenanalyse herangezogen. Diese Form der Kontextualisierung beruht dabei auf Hypothesen von mir als Forscherin:

»Die Frage danach, auf welche *konkreten* Diskurse innerhalb einer Erzählung Bezug genommen wird, lässt sich letztlich nur diskursanalytisch beantworten. Und auch dann bleibt das Problem bestehen, dass ich als Biographieforscher*in immer nur Hypothesen darüber aufstellen kann, ob es tatsächlich dieser oder jener Diskurs ist, auf den sich die*der Biograph*in beim Sprechen bezieht.« (Spies 2017, S. 84 f., Herv. i. O.)

Diese Herausforderung gilt auch für die vorliegende Arbeit. Tina Spies plädiert als Konsequenz dafür, ›den Diskursbegriff nicht inflationär zu verwenden‹ (ebd., S. 85). Ich habe in meinen Analysen viel mit dem Begriff der Ordnung gearbeitet, verstanden als machtvolle gesellschaftliche Ordnung (vgl. Dausien/Mecheril 2006, S. 163), und in den Rekonstruktionen aufgezeigt, welche Normalitäts- oder Differenzordnungen in den biographischen Konstruktionen sichtbar werden. Als weitere Begriffe habe ich ›Diskurse‹ im Sinne von fachlichen oder auch gesellschaftlichen, hegemonialen Diskursen herangezogen oder ›Jugendhilfesprachjargon‹ für pädagogische Sprechweisen. Aus einer diskurstheoretischen Perspektive ist diese Form der Begriffsnutzung sicherlich mit Unschärfen verbunden. Im Sinne einer heuristischen Perspektive waren diese Denkperspektiven allerdings inspirierend und weiterführend. Ein Schwerpunkt in der vorliegenden Analyse lag darauf, die Rekonstruktionen mit diesen unterschiedlichen Denkperspektiven plausibel und nachvollziehbar zu gestalten. Der Gewinn für Forschungen in den Hilfen zur Er-

ziehung zeigt sich meiner Meinung nach darin, zu rekonstruieren, wie Subjekte im institutionellen Kontext der stationären Jugendhilfe mit Bezug zu diskursiven Ordnungen mit ‚hervorgebracht‘ werden; auch können die Erfahrungen der Subjekte mit Subjektivierungsprozessen des Zur-Adressat*in-gemacht-Werdens herausgearbeitet werden. Dies bietet die Möglichkeit, über Konsequenzen aus einer fachlich inspirierten Perspektive nachzudenken. So kann auf der Grundlage der Ergebnisse über Mechanismen der Ausgrenzung diskutiert und aufgezeigt werden, wie unterschiedliche machtvolle Ordnungen Care Leaver einschränken oder ihnen Handlungsfähigkeit ermöglichen.

Die Anlage als biographische Studie öffnet den Blick für biographische Prozesse. Der Teil der Biographien, der sich im institutionellen Kontext der stationären Kinder- und Jugendhilfe abspielt, wird dadurch in der zeitlichen Verwobenheit und den Zusammenhängen mit anderen Lebensbereichen und Themen sichtbar. In den Erzählungen wird deutlich, wie zentral für die Biograph*innen die Darstellung ihrer Hilfebiographie ist, bei der sie ihre Aneignungsprozesse und Verläufe in Bezug auf die erfahrenen institutionellen Formen der Unterstützung darlegen und erklären. Diese Zentralität ihrer Hilfebiographie kann in Zusammenhang mit normalisierenden Diskursen gesehen werden, die diesen Teil des Lebens als nicht normal konstruieren (vgl. ausführlich dazu Kap. 8.1). Durch die Untersuchung und das damit verbundene Erkenntnisinteresse wurden diese ent-normalisierenden Diskurse aufgerufen und damit verbunden offensichtlich die Aufforderung, sich dazu ins Verhältnis zu setzen. Es war dennoch überraschend für mich, dass die Erzählungen, wie es zu der Hilfe durch die stationäre Jugendhilfe gekommen war und welche Entwicklungen damit einhergingen, so viel Raum einnahmen. Mein Erkenntnisinteresse lag eigentlich stärker auf den Übergängen aus der stationären Jugendhilfe, und die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen hatten die Institutionen zum Teil bereits seit mehreren Jahren verlassen.

Die in den Erzählungen ihrer Hilfebiographie eingelagerten Erfahrungen und Perspektiven der Jugendlichen und jungen Erwachsenen sowie ihre retrospektiven Bewertungen der Erfahrungen ermöglichen es, über Heimerziehung und die Gestaltung von Prozessen der Begleitung und Unterstützung nachzudenken. Indirekt wird dadurch auch eine Anforderung für Übergänge ins Erwachsenenalter sichtbar, nämlich die Erfahrungen in der stationären Jugendhilfe sinnhaft mit der eigenen Biographie zu verweben. In diesem Sinne hat der Zugang der Studie als biographische Studie den befragten Subjekten ermöglicht, eigene Schwerpunktsetzungen vorzunehmen und ihre Relevanzsetzungen darzulegen. Auf diesem Wege konnten viele Dimensionen der Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen herausgearbeitet werden und diese stärker auf den Kontext der stationären Jugendhilfe und die dortigen Erfahrungen bezogen werden, als ich das ursprünglich geplant hatte.

Gleichzeitig sind mit dem biographischen Zugang auch Einschränkungen verbunden, da die Erfahrungen und Erzählungen immer Rekonstruktionen der Bio-

graph*innen sind und es dabei Aspekte gibt, die nicht erzählt werden (können). Die retrospektiven Betrachtungen der Erfahrungen mit den institutionellen Kontexten der stationären Jugendhilfe zeigen vieles über dort vorherrschende Normalitätsordnungen. Es wäre auch spannend, sich diesem Thema nochmals mit anderen Forschungszugängen wie bspw. ethnographischen Untersuchungen anzunähern und auf diesem Weg Aspekte in den Blick zu bekommen, die sich möglicherweise der biographischen Reflexion entziehen.¹ Auch in Bezug auf die Untersuchung von Subjektivierungsprozessen wird deutlich, dass die erzählenden Subjekte als unterworfene Subjekte sprechen. Die Prozesse, in denen sie zu Subjekten gemacht werden, entziehen sich in vielerlei Hinsicht einer biographischen Reflexion. Somit scheint auch die Untersuchung von Prozessen der Subjektivierung aus biographischer Perspektive mit Grenzen verbunden sein. In den Fällen, in denen sich die Biograph*innen gegen Anrufungen widersetzen, wie bspw. Nazar Sautin in Bezug auf die Versuche, ihm ein handwerkliches Leben als geeignete Subjektposition nahezulegen, zeigen sich Beispiele von Anrufungen in seiner Erzählung. In anderen Fällen, in denen sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen den Anrufungen unterwerfen und diese annehmen, scheint es nicht ohne Weiteres möglich, über die Subjektivierungsprozesse biographisch zu reflektieren.

Für zukünftige Untersuchungen in der stationären Jugendhilfe wäre es also sicherlich weiterführend, Diskurs- und Biographieanalyse sowie andere Forschungszugänge – insbesondere auch ethnographische Zugänge – miteinander zu verbinden. Somit könnte noch systematischer der Frage nachgegangen werden, welche Diskurse im Feld der stationären Jugendhilfe relevant sind. Eine Perspektive, die stärker konkrete Interaktionen oder die räumliche Gestaltung der Hilfen zur Erziehung in den Blick nimmt und nach den darin sichtbar werdenden Normalitätsordnungen und Subjektivierungsprozessen fragt, erscheint vor dem Hintergrund dieser Untersuchung auch interessant. Spannend wäre es zudem, Diskurse rund um die Konstruktionen von Hilfebedarf zu untersuchen und dabei die Frage zu vertiefen, welche Diskurse in den Konstruktionen um Hilfebedarf oder die Beendigung von Hilfen herangezogen werden.

¹ Es ist schwierig zu sagen, was genau in biographischen Zugängen nicht erzählt werden kann. Mit Bezug auf das Thema Normalität wird aber deutlich, dass komplexe Machtverhältnisse und Diskursordnungen auch das Sag- und Denkbare mit beeinflussen. So bieten Diskurse und Normalitätsordnungen Möglichkeiten, sich biographisch zu ihnen in Verbindung zu setzen, gleichzeitig geraten damit aber auch Dinge nicht in den Blick. Dieser Teil des Nicht-Sagbaren und Nicht-Artikulierbaren entzieht sich dem biographischen Zugang.

9.2 Perspektiven auf mögliche Veränderungen: Dekonstruktion von hegemonialen Normalitäten

In diesem Teil soll auf der Grundlage der Untersuchung über mögliche Veränderungen von hegemonialen Normalitätsordnungen in der stationären Jugendhilfe nachgedacht werden. Zunächst einmal macht die Studie sichtbar, wie wirkmächtig Normalitätsordnungen in ihren strukturierenden und ordnenden Vorstellungen für Biographien in der stationären Jugendhilfe sind. Die Strategien der Biograph*innen, mit der Erfahrung umzugehen, in unterschiedlicher Hinsicht als nicht normal adressiert zu werden, nehmen viel Raum ein in den biographischen Konstruktionen. Dies habe ich mit der Metapher des »Ringens um Normalität« beschrieben (vgl. Kap. 8.2).

Die Frage, inwiefern Normalitätsordnungen verändert werden können, wurde auch in der empirischen Analyse gestellt, und ein Fokus lag darauf, wie die Biograph*innen widerständig mit den Normalitätsordnungen umgehen und damit verbundene Differenz- und Machtordnungen verschieben. Hier zeigen sich als Ergebnis verschiedene widerständige Formen der Aneignung und Verschiebung von Normalitätsordnungen (vgl. Kap. 8.2.1 bis 8.2.3). Ein Fokus auf das widerständige Handeln kann allerdings implizieren, die Verantwortung für Veränderungen an die jungen Menschen zu delegieren. Auf diese Gefahr wurde bereits in anderen Studien hingewiesen, die sich ebenfalls mit dem widerständigen Handeln von Subjekten beschäftigten, die nicht hegemonialen Normalvorstellungen entsprechen.² Diese widerständigen Handlungspotenziale sind immer verbunden mit potenziell benachteiligten und verletzbaren Positionen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Vor diesem Hintergrund erscheint es notwendig darüber nachzudenken, welche Möglichkeiten für eine kritisch-reflexive und dekonstruierende Umgangsweise mit Normalitätsordnungen in der stationären Jugendhilfe darüber hinaus bestehen.

9.2.1 Care Leaver als vulnerable Positionierung

Es wird deutlich, dass der naturalisierende Aspekt von Normalitätsordnungen, der die Untersuchung wie die Biographien und institutionellen Praxen rahmt, Machtverhältnisse als etwas Unumgängliches und »Natürliches« erscheinen lässt. In Bezug auf fachliche und gesellschaftliche Diskurse über Care Leaver und Adressat*innen in der stationären Jugendhilfe zeigt sich eine Dominanz von individualisierenden und problemorientierten Perspektiven (vgl. Kap. 1.2). So scheint es schwierig,

² So haben dies in Bezug auf die Veränderungen von rassistischen Ordnungen bspw. Seukwa oder Scharathow unterstrichen (vgl. Seukwa 2006; Scharathow 2014) oder von heteronormativen Ordnungen Schirmer sowie Kleiner (vgl. Schirmer 2010; Kleiner 2015).

Adressat*innen in Fachdiskursen zu thematisieren, ohne eine individualisierende und problemorientierte Sichtweise auf diese zu reproduzieren. Beispiele für Normalitätsordnungen, die sich in der Untersuchung zeigen, sind u. a. Quartiere, die durch ungleiche Klassenverhältnisse verbunden mit Ethnizität strukturiert werden, Konstruktionen von heteronormativen Normalfamilien, Vorstellungen von linearen Übergängen in den Beruf oder Vorstellungen von leistungsfähigen Körpern. In den Biographien werden Praxen der Selektion und Ordnung deutlich, in deren Folge die Jugendlichen und jungen Erwachsenen als nicht normal adressiert und teils separiert werden.

Jugendliche und junge Erwachsene mit Heimerfahrungen können so auch als verletzlich bezeichnet werden, da sie entlang verschiedener Normalitätsordnungen am Rande von hegemonialen Normen positioniert werden. Sie sind dabei aber nicht als »Opfer« der Verhältnisse zu verstehen, was theoretisch und empirisch in der Untersuchung dargelegt wurde. Vielmehr widersetzen sich die Biograph*innen auf vielfältige Art und Weise diesen Erfahrungen der Ent-Normalisierung. Theoretisch kann diese Positionierung am Rande von hegemonialen Normen mit dem Konzept der Vulnerabilität oder Prekarität beschrieben werden als »ungleiche Verteilung von Gefährdetheit« (Butler 2016, S. 48). Nachdem Judith Butler lange Zeit Widerständigkeit auf der Ebene der Subjekte begründet hat, ist sie in ihren neueren Werken mit der Frage beschäftigt, wie auch kollektive Formen des Widerstands aussehen könnten. Der Widerstand richtet sich hierbei gegen unterschiedliche Erfahrungen der Vulnerabilität. Diese Gedanken sollen im Folgenden auf die Untersuchungsgruppe der Jugendlichen und jungen Erwachsenen übertragen werden, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben. Diese Perspektive bietet nochmals andere Ansatzpunkte für Veränderungen von Normalitätsordnungen. In ihren Überlegungen über soziale Bewegungen schreibt Butler:

»In der individuellen Vulnerabilität gegenüber einer sozial erzeugten Prekarität kann jedes »Ich« potenziell erkennen, dass sein ganz eigenes Gefühl der Angst und des Scheiterns immer schon in eine größere soziale Welt eingebunden ist. Das schafft die Möglichkeit, jene individualisierende und unerträgliche Form der Verantwortung zu demontieren und an ihre Stelle ein Ethos der Solidarität zu setzen, das die wechselseitige Abhängigkeit und das Angewiesensein auf funktionierende Infrastrukturen und soziale Netzwerke bejaht und den Weg für eine Form der Improvisation öffnet, während es kollektive und institutionelle Möglichkeiten erinnert, um das Problem der forcierten Prekarität anzugehen.« (Butler 2016, S. 33)

Die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen beschreiben zum größten Teil Erfahrungen, in denen sie alleine die Verantwortung für eine Reihe von Situationen übertragen bekommen, in denen sie als abweichend von dominanten Normalitätsvorstellungen konstruiert werden. Hier wird ihnen also das Gefühl des Scheiterns als individuelles Versagen nahegelegt. So bekommen sie über Diagno-

sen und andere Formen der Problemkonstruktionen in der stationären Jugendhilfe auf eine tendenziell individualisierende Art und Weise vermittelt, dass etwas mit ihnen ›nicht stimmt‹. In der Folge sind auch die Umgangsstrategien damit größtenteils individuell. Der soziale Kontext der stationären Jugendhilfe scheint ebenfalls stark durch Abgrenzung von anderen Jugendlichen innerhalb der stationären Jugendhilfe geprägt zu sein. Diese Abgrenzungen, so das Ergebnis der Rekonstruktionen (vgl. Kap. 8.1.5), hängen auch eng damit zusammen, dass sich die Jugendlichen hierüber als anders als die Anderen konstruieren. Dies ist eine Form der Distanzierung von den ent-normalisierenden Anrufungen, die mit dem Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe verbunden sind (vgl. bspw. Kap. 8.1). Einzig in der Fallstudie von Elif Yıldız zeigt sich eine Solidarisierung mit einer anderen jungen Frau mit Gewalterfahrungen, in der sich die beiden gemeinsam von den Adressierungen als Opfer distanzieren. Diese Form der Solidarisierung kann als Strategie verstanden werden, aus der individualisierenden Form der Verantwortungsübertragung für Erfahrungen der Vulnerabilität herauszutreten.

Es stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, wie Räume, Angebote oder Gelegenheiten in der stationären Jugendhilfe und auch in den Übergängen ins Erwachsenenalter gestaltet sein können, die Jugendlichen und jungen Erwachsenen vermehrt Möglichkeiten bieten, sich zu solidarisieren. Das kann ein Ansatzpunkt gegen neoliberalen, individualisierende Machtstrategien sein, die die Jugendlichen und jungen Erwachsenen selbststeuernd für die Gestaltung des eigenen Lebens verantwortlich machen ungeachtet von ungleich verteilten Positionierungen und damit einhergehenden Ressourcen und Teilhabemöglichkeiten. Die Überlegungen zur Vulnerabilität bieten Möglichkeiten, Handlungsfähigkeit in einer politischen Dimension zu denken und Vulnerabilität nicht als eine Form der individuellen Hilflosigkeit zu verstehen. So können Orte entstehen, um anstelle der bislang stark individuell erlebten Form der Verantwortung »ein Ethos der Solidarität zu setzen« (Butler 2016, S. 33). Die aktuell international bestehenden Care-Leaver-Netzwerke sind ein mögliches Beispiel für eine Form von Solidarisierung und ein Weg der Dekonstruktion der individuellen Verantwortungsdelegation. An solchen Orten könnten auch die in den Erzählungen deutlich werdenden eigentheoretischen Betrachtungen der eigenen Biographie, bei denen Analysen von gesellschaftlicher Ungerechtigkeit sichtbar wurden, mit anderen geteilt werden, die ebenfalls aufgrund ihrer Positionierung vulnerabel sind. In den Rekonstruktionen der Interviews wurden diese Analysen als Formen der Bemächtigung analysiert, da bereits die Deutung von Erfahrungen als etwas Kollektives Handlungsmacht ermöglicht. Deutlich wird das bspw. im Fall von Songül Demirbas, die die räumliche Ungleichheitsstruktur des Dorfes, in dem sie aufgewachsen ist, analysiert und dabei deutlich macht, wie ungleich die Ressourcen und schulischen Möglichkeiten entlang von Klasse und Ethnizität verteilt sind. Diese Deutungen noch mit anderen zu teilen und sich zu solidarisieren, ermöglicht potenziell weitere Formen der Bemächtigung. In der

Folge ist es möglich, die im Zitat von Butler proklamierte individuelle Verantwortungsübergabe zum Wanken zu bringen, die in den Interviews sehr dominant zum Ausdruck kommt. Ein Ansatzpunkt für Forschung und Angebote der stationären Jugendhilfe wäre, noch deutlicher kollektive Formen der Solidarisierung zu fokussieren und stärker Diskurse zu prägen, die aufdecken, dass Jugendhilfeerfahrungen mit gesellschaftlichen Normalitätsordnungen und Ungleichheitsverhältnissen zusammenhängen.

9.2.2 Intersektionale Perspektiven auf Normalitäts- und Ungleichheitsordnungen

In den erhobenen Daten haben sich, wie im vorigen Kapitelteil dargestellt, individualisierende Formen der Verantwortungsübergabe an die Jugendlichen gezeigt. Ein Teil davon hängt bereits mit der Tatsache zusammen, dass sie in der stationären Jugendhilfe gelebt haben: Sie sind diejenigen, die aus komplexen biographischen Konstellationen und zum Teil Herausforderungen in den Familien schließlich in die stationäre Jugendhilfe gewechselt sind. Somit liegt bereits darin implizit eine Form der Zuteilung der Verantwortung bei ihnen zur Lösung der ›Probleme‹. Hier zeigen die Analysen, dass komplexe Problemlagen zu einer individuellen Diagnose der jungen Menschen umgedeutet werden. Diese komplexen Problemlagen, bspw. Familienkonstellationen, die nicht Normvorstellungen entsprechen, verbunden mit anderen Themen bspw. auf der Ebene der Körper oder des Verhaltens der Jugendlichen, die als abweichend markiert werden, sind alle eingebettet in gesellschaftliche Macht- und Ungleichheitsverhältnisse. Hier spielt auch eine Rolle, was vor dem Hintergrund des ›Doing Social Problems‹ (vgl. Groenemeyer 2010) überhaupt als Hilfebedarf anerkannt wird. In der Folge entstehen dann konkrete ›Aufträge‹ auf einer individuellen Ebene für die Care Leaver zur Problembearbeitung.

In der intersektionalen Perspektive der Untersuchung auf Fragen von Normalitätsordnungen wird deutlich, wie wirkmächtig Differenzordnungen aus biographischer Sicht sind. In der Analyse wurde in einem offenen Vorgehen geschaut, welche Differenz- und Ungleichheitsordnungen in den Biographien sichtbar werden. Hier zeigen die Analysen, dass im Übergang in die stationäre Jugendhilfe häufig komplexe biographische Zusammenhänge auf eine Diagnose und damit verbundene Differenzordnungen reduziert werden (vgl. Kap. 8.1.2). Gleichzeitig zeigt sich in diesen Reduktionsprozessen im Rahmen der Diagnosestellung die Tendenz der De-Thematisierung von Ungleichheitsverhältnissen wie Rassismus, (Hetero-)Sexismus, Ableismus oder Klassismus (vgl. Kap. 8.1.3).

Für die fachliche Weiterentwicklung und weitere Studien im Feld der Hilfen zur Erziehung wäre es interessant, die Frage der Verschränkung von klassistischen Verhältnissen mit Jugendhilfebiographien zu vertiefen. Die Ergebnisse verweisen darauf, dass das Aufwachsen in Armutsverhältnissen in den Beschreibungen und

Erzählungen der Kontexte des Aufwachsens hochrelevant ist. Offensichtlich scheinen dabei auch die zeitlichen Ressourcen der Eltern durch Arbeit und die Sorge für ein Auskommen der Familie stark in Anspruch genommen zu werden. In der bereits zitierten Studie von Petra Bauer und Christine Wiezorek wird deutlich, dass in der pädagogischen Arbeit mit Familien unreflektiert die eigenen normativen (kleinbürgerlichen) Familienbilder mit einfließen (Bauer/Wiezorek 2009, S. 173 ff.). In der Folge finden individualisierende Problematisierungen der Familien statt, und Ungleichheitsverhältnisse bleiben de-thematisiert (vgl. Bauer/Wiezorek 2016, S. 22 ff.). Diese Befunde unterstreichen die Notwendigkeit, wieder stärker die Verhältnisse und insbesondere auch klassistische Verhältnisse mit in die Fachdiskurse der Hilfen zur Erziehung aufzunehmen. Durch die De-Thematisierung ungleicher Klassenverhältnisse (verwoben mit anderen Differenzverhältnissen in kapitalistischen Verhältnissen) und eine Überbetonung von individualisierenden Problemdeutungen von Familienverhältnissen und den Jugendlichen wird auch hier die Verantwortung für Probleme an die Subjekte delegiert.

Darüber hinaus scheint es aus intersektionaler Perspektive weiterführend, sich mit der Dimension des Körpers in der stationären Jugendhilfe in weiteren Forschungen vertieft(er) zu beschäftigen. So wurde in den Analysen deutlich, dass in zahlreichen fachlichen Interventionen, die die jungen Menschen erlebt haben, die Dimension des Körpers stark ins Zentrum gerückt wird. In den Prozessen, die im letzten Kapitel (vgl. Kap. 8.1) als Vermessung beschrieben wurden, zeigt sich ein normierender Zugriff auf die Körper der Jugendlichen. Hier erscheint es mir weiterführend, in die Debatten der Kinder- und Jugendhilfe die Dimension von Ableismus sehr viel stärker einzuführen und die Praxen dahingehend zu reflektieren. So scheint insbesondere in den beschriebenen Prozessen der Diagnosen sehr stark der Frage nachgegangen zu werden, inwiefern die jungen Menschen ableistische Normen, also Normalitätsanforderungen im Hinblick auf bestimmte geistige und oder körperliche Fähigkeiten, erfüllen oder nicht erfüllen (vgl. Waldschmidt 2007; Köbsell 2015). Wie sich zeigt, werden hier Adressierungen vorgenommen, die wirkmächtig sind und in den Biographiekonstruktionen herangezogen und für die Selbstpositionierung relevant werden. Die Vermessung der Körper und ‚geistigen Fähigkeiten‘ führt dazu, dass gesellschaftliche Verhältnisse der systematischen ungleichen Verteilung von Ressourcen und Möglichkeiten der selbstverständlichen normalen Teilhabe nicht in den Blick genommen werden, sondern eher unsichtbar gemacht werden. Auch dies stellt eine Form der Individualisierung von gesellschaftlichen Verhältnissen dar.

9.2.3 Impulse für eine normalitäts-, differenz- und diskriminierungskritische Debatte über Care Leaver

Für die Debatten über Care Leaver soll vor dem Hintergrund der Untersuchung betont werden, wie wichtig eine diskriminierungskritische Perspektive auf Care Leaver ist. Die untersuchten Biographien verweisen darauf, dass die Erfahrung, in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung gelebt zu haben, mit Ent-Normalisierung verbunden ist und hierfür Antworten und Legitimationen auf biographischer Ebene gefunden werden müssen. Auf der einen Seite haben Care Leaver hier durchaus verbindende Erfahrungen. Auf der anderen Seite wird aber deutlich, wie unterschiedlich ihre Ressourcen und Handlungsspielräume in Bezug auf andere Differenzordnungen sind. Dieser Befund macht es notwendig, differenziert über unterschiedliche Ungleichheitsverhältnisse und Diskriminierungsprozesse zu reden und Jugendliche und junge Erwachsene, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, nicht auf homogenisierende Art und Weise als die ‚Care Leaver‘ zu bezeichnen.

Mit dem in der Arbeit stark gemachten Subjektverständnis und der Hervorhebung der Bedeutung von Sprache und Diskursen scheint es weiterhin bedeutsam, in den fachlichen Debatten über Care Leaver eine dekonstruierende Perspektive auf die darin eingelagerten Normalitätsvorstellungen einzunehmen und diese zu verändern. Hier scheint es mir wichtig zu fragen, inwiefern die Überschrift ‚Care-Leaver-Debatte‘ und die Beschreibungen der Herausforderungen und Problemlagen der Zielgruppe nicht noch sehr viel stärker und dominanter durch ein Sprechen über die Hürden der Institutionen ergänzt werden müssten. Hier könnte auch ein Weg sein, die ‚Krankheiten‘ des Kinder- und Jugendhilfesystems und der damit verbundenen Diskurse in wissenschaftlichen Untersuchungen und Perspektiven ins Zentrum zu rücken und weniger ein problemorientiertes und individualisierendes Sprechen über ‚Care Leaver‘ zu reproduzieren.

Mit dem Konzept der institutionellen Diskriminierung wird deutlich, dass hierfür Mechanismen der Kategorisierung und Grenzziehung und damit verbundene Handlungsabläufe in Institutionen zu hinterfragen sind (vgl. Gomolla 2010). Ohne diese Infragestellung von institutionellen Mechanismen und Routinen werden Jugendliche und junge Erwachsene, die nicht hegemonialen Vorstellungen entsprechen, systematisch benachteiligt. So scheinen bspw. in Bezug auf Bildung Vorstellungen von Jugendlichen in der Jugendhilfe zu bestehen, die sie weniger auf akademische Lebenswege vorbereiten, sondern Ausbildungen als einzige Option betrachten (vgl. Kap. 7). Auch in Bezug auf sexuelle Orientierungen oder Migrationserfahrungen machen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Erfahrung, dass sie nicht der Norm entsprechen, was zu einer Belastung werden kann. Dies sind beispielhafte Ansatzpunkte für die Weiterentwicklung von fachlichen Diskursen. Es scheint bedeutsam, die Normalitätsvorstellungen in Bezug

auf verschiedene Differenzverhältnisse in Fachdiskursen, Forschungen sowie der pädagogischen Praxis stärker zum Gegenstand der Reflexion zu machen. Denn gerade hegemoniale Normalitätsvorstellungen fließen häufig ohne Begründungen, sondern als Selbstverständlichkeit mit in pädagogische Praxen, empirische Studien oder auch fachliche Diskurse ein. Dies kann zur Reproduktion von Ungleichheitsverhältnissen führen. Somit könnte anstelle der Ent-Normalisierung von Jugendlichen eine Normalität der Ent-Normalisierung und Dekonstruktion von institutionellen und gesellschaftlichen Normalitätsordnungen und damit verbundenen wissenschaftlichen Diskursen entstehen.

